

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Gudrun Pausewang

Ich war dabei

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

INHALT



Er war noch warm · 7

Der Persilschein · 13

So schön war der Tag im September · 23

Das Mutterkreuz · 29

Ein Novembermorgen · 35

Treibjagd · 39

Märchenstunde · 45

Das Kopftuch · 51

Der Lehmstampfer · 61

Das Gespräch · 69

Die Wertvollen und die Minderwertigen · 73

Ganz vergessen · 81

Die Puppe Louise · 87

Besuch aus Amerika · 95

Ein Dorf wie jedes andere · 105

Dazu gehört Mut · 111

Das Schutzengelbild · 117

Das stumme Haus · 129

Vorbilder · 139

Süß und ehrenvoll · 147

Nachwort · 153

ER WAR NOCH WARM



Ich reise viel mit der Bahn. Kürzlich saß ich auf einem Fensterplatz im ICE und machte mir Gedanken über Themen für mein nächstes Buch. Mir gegenüber, auf der anderen Seite des schmalen Tisches, saß eine alte Frau, die, wie es schien, auch ihren Gedanken nachhing. Manchmal begegneten sich unsere Blicke, und bald ergab sich ein Anlass, ein Gespräch zu beginnen.

Sie erzählte mir die folgende Geschichte:

»1941 war das. Im Herbst. Mitten im Krieg. Unser Vater war an der Front. An einem Donnerstag, einem herrlich blauen Herbsttag, haben sie die letzten Juden, die noch da waren, aus unserem Städtchen abgeholt.

Das kam nicht überraschend. Ich kann mich erinnern, dass unsere Mutter in den Wochen, ja Monaten davor oft verwundert sagte: »Die Nassauers und die Grüns und die Birnbaums sind noch immer da. Haben sie die vergessen?«

Es war um die Mittagszeit, das weiß ich genau, aber es gab bei uns noch nichts zu essen, weil unsere Mutter noch nicht vom Einkauf zurück war. Damals konnte man nicht kaufen, was und wie viel man wollte. Alles Essbare gab es ja nur auf Lebensmittelkarten und manchmal musste man beim Metzger oder Bäcker dafür Schlange stehen.

Oder im Kolonialwarenladen. Der hatte früher den Birnbaums gehört. Seit drei Jahren gehörte er der Frau Friesing, die aber längst nicht so freundlich wie die Birnbaums war. Früher hatte uns Herr Birnbaum immer ein Bonbon zugesteckt, wenn wir dort

einkaufen. Die Friesing war mürrisch und für Kinder hatte sie gar nichts übrig.

Wir vier, meine jüngeren Geschwister und ich, hatten schon Hunger. Ich war damals vierzehn Jahre alt und ging das letzte Jahr zur Schule. Aber dieser Donnerstag lag in den Herbstferien. Ich musste auf meine Geschwister aufpassen, während Mutter nicht daheim war. Weil die Kleinen quengelten, lehnte ich mich aus dem Fenster um nach ihr auszuspähen.

Da sah ich den geschlossenen, dunklen Lastwagen vor dem Haus der Birnbaums halten. Uniformierte Männer sprangen heraus. Ich wunderte mich, denn die anderen Male waren sie in der Morgendämmerung gekommen, so um fünf Uhr, als der ganze Ort noch geschlafen hatte.

Während zwei Männer ins Haus gingen, kamen schon die ersten Nachbarn gelaufen und gafften. Und da sah ich auch unsere Mutter mit zwei vollen Einkaufstaschen die Straße heraufkeuchen. Ich rannte zur Tür und ließ sie herein. Aufgeregt stürzte sie in die Küche, wo meine Geschwister schon warteten, setzte die Taschen ab, kippte sie aus, hängte sie sich an den Arm und rief: ›Schnell, schnell, die holen die Birnbaums ab! Nix wie rüber!‹

Und schon hob sie meinen jüngsten Bruder aus seinem Laufstall und rannte mit ihm hinaus. Wir anderen liefen ihr nach. Sie schob sich dicht bei der Tür der Birnbaums in die erste Reihe der Gaffer und zerrte uns neben sich.

Wir sahen zu, wie sie sie herausführten: Erst den Vater Birnbaum, der uns, als er noch der Besitzer des Kolonialwarenladens gewesen war, immer Kredit gegeben hatte. Er trug einen Rucksack, auf den eine Wolldecke geschnallt war. Dann die beiden Töchter: Elsbeth, die in der Schule zwei Jahre lang neben mir gesessen hatte und meine beste Freundin gewesen war, bevor meine Mutter mir den Umgang mit ihr verboten hatte. Und Nora, vier Jahre älter. Wenn ich bei Elsbeth drüben gewesen war, hatte ich Nora oft beim Klavierspielen zugehört. Sie konnte wunderschön spielen. Manchmal hatte sie gesungen und sich dazu auf dem Klavier be-

gleitet. Vor allem bei dem Lied ›Guten Abend, gute Nacht, mit Rosen bedacht‹ war ich überzeugt gewesen, dass es keine schönere Musik auf der Welt gibt als diese. Bei der Schlusszeile der ersten Strophe ›Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt‹ hatte ich manchmal einen Knoten im Hals, weil sie so tröstlich und zugleich so traurig war: Was aber, wenn Gott *nicht* will?

Beide Mädchen trugen auch Rucksäcke. Dieses Gepäck, fuhr mir durch den Kopf, konnte nicht in den zehn Minuten gepackt worden sein, die seit der Ankunft des Lastwagens vergangen waren. Nach Nora kam der alte Birnbaum heraus, geführt von Frau Birnbaum. Er hatte einen langen weißen Bart und sehr helle Augen. Noch heute stelle ich mir die Großväter in alten Geschichten so vor wie ihn. Er war schon über achtzig, halb blind und nicht mehr gut zu Fuß. Frau Birnbaum hatte ihn untergehakt. In der anderen Hand trug sie einen Koffer. Sie hatte verweinte Augen und vermied es, den Blicken der Gaffer zu begegnen. Ihr Hut saß nicht richtig. Ihr war wohl keine Zeit geblieben, seinen Sitz vor dem Spiegel zu überprüfen.

Und dann kam noch Jux aus der Haustür geschossen, Birnbaums Spitz. Er klaffte wie verrückt. Er bellte die Gaffer und vor allem die uniformierten Männer an, die jetzt die fünf Birnbaums zwangen, das schmale Klapptreppchen hinaufzusteigen, um die Ladefläche des Lastwagens zu erreichen. Vater Birnbaum stieg zuerst hoch und half den anderen von oben, indem er ihnen die Hände entgestreckte und sie hinaufzog.

Den alten Birnbaum packte auf einmal die Panik, als er die hohe Rückwand des Lastwagens vor sich sah. Er wollte wieder ins Haus zurück. Er begriff wohl gar nicht, was da mit ihm geschah. Aber Frau Birnbaum hielt ihn fest und die Uniformierten wollten ihn hochwuchten. Er zappelte in seiner Angst so sehr, dass er den Männern aus dem Griff geriet. Da wurden sie ärgerlich und packten ihn hart an. Ihm rollte der Hut vom Kopf und die Brille verlor er auch. Mit den Beinen zuerst kam er oben an.

Manche der Gaffer lachten bei diesem Anblick.

Und als Jux den Hut schnappte und ihn nun vorsichtig zwischen seinen Lefzen hielt, während er zu seinen Leuten in der Erwartung hinaufschaute, dass sie ihm den Hut abnehmen und ›Brav, Jux!‹ zu ihm sagen würden, amüsierten sich *alle* Zuschauer. Auch unsere Mutter. Auch meine Geschwister. Auch ich.

Der eine Uniformierte riss dem Hund den Hut aus dem Maul und warf ihn hinauf in den Wagen. Und als ich zuschaute, wie die Männer die Leiter hochklappten und die Plane der Rückwand schlossen, erhaschte ich noch einen Blick von Elsbeth. Sie sah mich an. Dann war die Wand zu, die Uniformierten sprangen auf, der Wagen rollte davon. Laut bellend rannte Jux hinter ihm her, bis alles in einem Staubwirbel verschwand.

Ich bückte mich nach der Brille, hob sie auf und schob sie in meine Schürzentasche. Meiner Mutter zeigte ich sie nicht. Ich hab sie übrigens noch heute.

Mutter drückte mir meinen kleinen Bruder in die Arme. Sie brauchte jetzt ihre Hände für die beiden Einkaufstaschen.

Die Haustür stand noch immer sperrangelweit auf. Das war ungewöhnlich. Die früheren Male, als sie die Sommerkorns und die Levis und die Hamburgers abgeholt hatten, waren danach die Häuser immer verschlossen gewesen und ein Zettel von der Polizei hatte an den Haustüren geklebt. Hier bei den Birnbaums war das wohl vergessen worden. Aber alle wussten: Von den Sommerkorns, Levis und Hamburgers war niemand wiedergekommen. Also würde auch niemand von den Birnbaums zurückkommen.

Und schon drängte sich ein Teil der Gaffer durch die weit offene Tür ins Haus. Unsere Mutter auch. Sie überließ es mir, ihr mit meinen Geschwistern zu folgen.

›Kommt, kommt, schnell!‹, hörten wir sie von innen rufen.

Als wir im halbdunklen Treppenhaus standen, sahen wir die Leute in die einzelnen Räume stürzen. Und schon kamen die ersten wieder zurück, schwer beladen: Frau Beck, unsere Nachbarin, hatte zwei Federbetten unter den Armen, Frau Möller von schräg

gegenüber erschien auf einmal in Frau Birnbaums Pelzmantel, der alte Herr Lotterbach schleppte den verschnörkelten Lehnssessel, in dem der alte Herr Birnbaum immer gesessen hatte, zur Tür hinaus. Durch einen Türspalt sah ich, wie die Friesing, der jetzt der Kolonialwarenladen gehörte, Bett- und Tischwäsche aus einer Kommode zerrte.

›Wo bleibst du denn, Hilde!‹, hörte ich unsere Mutter aus dem Hintergrund rufen.

Sie war in der Küche, nein, in der Speisekammer, die man von der Küche aus erreichte. Ich kannte mich ja in Birnbaums Haus aus. Als wir in die Küche kamen, hörten wir sie in der Speisekammer rumoren. Ich schaute mich um. Hier war alles noch so, wie ich es von früher, als ich noch fast jeden Tag hier ein- und ausgegangen war, in Erinnerung hatte. Nur eins war anders: Früher hatten die Birnbaums immer im Esszimmer gegessen. Jetzt war der Tisch hier in der Küche gedeckt: fünf Teller, fünf Suppenlöffel, fünf sauber gefaltete Stoffservietten, ein großer hölzerner Untersetzer in der Mitte. In einem Körbchen lagen ein paar Brotscheiben. Offensichtlich hatten die Birnbaums gerade essen wollen. Aber dazu waren sie nicht mehr gekommen.

›Setzt euch schon an den Tisch!‹, rief unsere Mutter aus der Speisekammer.

Ich wunderte mich. Der Tisch war doch nicht für *uns* gedeckt! Aber wir gehorchten ihr, wie immer. Sie würde wohl ihre Gründe haben, hier mit uns zu essen. Fünf Teller. Das passte genau für uns. Ich warf einen Blick auf den Herd. Auf ihm stand ein Topf. Ich konnte nicht sehen, was er enthielt, denn ein Deckel bedeckte ihn – bis auf einen Spalt, aus dem der Griff einer Schöpfkelle ragte.

Schon saßen Hans, der Zehnjährige, und Bertel, die Sechsjährige. Ich setzte Horsti, den jüngsten Bruder, dazu. Auch ich setzte mich. Wir warteten. Ein paar Mal ging die Küchentür auf, Gesichter schauten herein, grinsten, verschwanden wieder.

Es dauerte keine fünf Minuten, bis unsere Mutter schwer beladen

aus der Speisekammer kam. Sie wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. Ihre beiden prall gefüllten Taschen stellte sie neben dem Küchenschrank ab.

Hastig beugte sie sich über den Herd, hob den Deckel vom Topf und schnupperte.

›Eintopf‹, sagte sie. ›Riecht gut. Ja, die Birnbaums waren immer bekannt für ihre gute Küche.‹

Waren. Als ob es die Birnbaums gar nicht mehr gab.

Sie hob den Topf vom Herd auf den Tisch, stellte ihn auf den Untersatz, nahm den Deckel ab und teilte uns Eintopf aus. Als jemand die Tür aufriss, rief sie: ›Hier waren *wir* die Ersten!‹

Die Tür ging wieder zu. Wir hoben die Löffel. Jetzt würde die Mutter gleich ›Gesegnete Mahlzeit!‹ sagen. Wie immer vor dem Essen.

›Gesegnete Mahlzeit‹, sagte sie, senkte ihren Löffel in den Eintopf und kostete.

›Und er ist noch schön warm‹, fügte sie zufrieden hinzu.

DER PERSILSCHEIN



Unter der Trauerweide sitzt Frau Schüssler auf ihrem Korbsessel. Sie schläft. Soll Laura sie wecken, wegen dem Persilschein? Das wäre unhöflich. Sie schaut sich um. Vielleicht sind ja noch andere Bewohner des Seniorenheims im Garten?

Dort unter dem großen Walnussbaum haben sich vier muntere Leutchen zusammengefunden: Frau Kosel, Frau Gabler, Frau Aurich und Herr Tann. Laura steuert auf sie zu.

»Hallo, Laura!«, ruft Herr Tann. »Gerade habe ich gedacht, jetzt müsste Laura kommen, um Leben in die Runde zu bringen – und da kamst du!«

Er lacht schallend.

»Brauchst du wieder Hilfe bei den Hausaufgaben?«, fragt die dicke, gemütliche Frau Gabler. »Wir stehen zu Diensten.«

Laura nickt: »Ich muss bis morgen wissen, was ein Persilschein war.«

»Persilschein?«, ruft Herr Tann und grinst verschmitzt. »Wenn Lügen stinken würden, hätte damals ganz Westdeutschland gestunken.«

»Wann damals?«, fragt Laura.

»In den ersten Nachkriegsjahren«, sagt Frau Gabler. »Bis in die Fünfziger hinein.«

»Aber da war die Nazizeit doch schon zu Ende«, wundert sich Laura.

»Der Persilschein hatte mit der Entnazifizierung zu tun«, erklärt die dürre Frau Aurich, die früher mal Lehrerin war. »Alle ehemaligen Nazis, also Mitglieder der Hitlerpartei oder anderer Nazi-

organisationen, wurden von einem Gericht, der Spruchkammer, je nach der Größe ihrer Schuld zu Hauptschuldigen, Belasteten, Minderbelasteten, Mitläufern und Entlasteten erklärt und dementsprechend bestraft.«

»Jeder wollte natürlich zu den Entlasteten oder Mitläufern gehören, weil die ohne Strafen davonkamen«, berichtet Frau Gabler. Sie ist so dick, dass sie mehr keucht als spricht. »Man bat deshalb Freunde oder Bekannte, schriftlich zu bezeugen, dass man ein guter Mensch war und Nichtnazis geholfen hatte. Diese Gefälligkeitserklärungen, die einen Nazi vor dem Richter entlasten sollten, nannte man im Volksmund ›Persilscheine‹.

»In solchen Texten wurde genauso viel gelogen, wie bis auf den heutigen Tag in den Grabreden gelogen wird«, sagt Herr Tann und bricht wieder in Gelächter aus.

Laura schreibt und schreibt. Was für Wörter: »Spruchkammer«, »Entnazifizierung«, »Mitläufer«, »Gefälligkeitserklärung«! Aber so richtig durchschaut sie die ganze Sache noch nicht.

Frau Kosel hat bisher still zugehört. Sie ist die Kleinste und Zierlichste in der Runde. Laura hat sie bisher meistens als sehr schweigsam erlebt. Aber man kann an ihrem Gesicht erkennen, dass sie über das, was sie sieht und hört, viel nachdenkt.

»Ich will dir eine Geschichte von einem Persilschein erzählen«, sagt sie. »Dann kannst du dir eher vorstellen, was es damit auf sich hat.

Ich hatte eine Freundin. Judith Cohn hieß sie und sie wohnte mit ihren Eltern einen Stock höher, genau über uns. Diese Freundschaft begann schon im Kindergarten. Wir hatten beide keine Geschwister. Vielleicht hingen wir *deshalb* so aneinander. Wir gingen morgens zusammen fort und kamen mittags zusammen heim. Auch nachmittags waren wir unzertrennlich. Noch heute höre ich in meinen Träumen manchmal den Ruf vom oberen Balkon: ›Evi, kommst du rauf?‹

Auch unsere Eltern waren miteinander befreundet. Oft machten wir zusammen Ausflüge. Da wurde viel gelacht. Die Cohns waren

so heiter und locker. Judiths Vater war Jurist in einer großen Versicherungsgesellschaft, mein Vater war Weinhändler. Wir versorgten die Cohns mit Wein, geschenkt natürlich, und Judiths Vater beriet uns gratis, wenn wir juristischen Rat brauchten.

Wir kamen in die Schule und saßen nebeneinander in der Bank. Judith half mir beim Lesen, ich half ihr in Mathe. Unsere Väter machten zusammen Kanufahrten auf der Weser, unsere Mütter gingen oft zusammen ins Kino. Und als unser Opa starb, heulte sich Mutti an der Schulter von Judiths Mutter aus.

Ja, ich wusste schon damals, dass die Cohns Juden waren – ohne mir darüber klar zu sein, was das bedeutete. Ich dachte, das sei so was Ähnliches wie Katholik oder Protestant. Was *das* war, wusste ich aber auch nicht genau.

Dann kam Hitler an die Macht. Er hasste die Juden. Und wer sich schon ein bisschen mit seinem Programm vertraut gemacht hatte, wusste: Jetzt geht es den Juden an den Kragen. Vati zuckte dazu die Schultern und meinte, es werde alles nicht so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Mutti fand Hitler toll und kaufte eine Hakenkreuzfahne, die wir bei jeder passenden Gelegenheit aus dem Fenster hängten. Vati trat in die Hitlerpartei ein, weil er sonst die Nazi-Kundschaft verloren hätte. Mutti wurde auch Parteimitglied und hingte ein großes Hitlerbild über unser Klavier.

Uns Kinder interessierte das wenig. Wir spielten nach wie vor miteinander. Aber wir spürten, dass es zwischen meinen Eltern und Judiths Eltern nicht mehr so war wie früher. Vater Cohn verlor seinen Arbeitsplatz, Mutter Cohn hatte oft verweinte Augen. Ihre Heiterkeit war verfliegen. Wir machten auch keine Ausflüge mehr mit ihnen. Als ich Mutti nach dem Grund fragte, antwortete sie: »Na ja, sie lassen sich nicht mehr so gern in der Öffentlichkeit sehen.« Ich sagte: »Lade sie doch für den nächsten Sonntag zum Waldsee ein. Das war immer so schön. Dort sind doch außer uns und den Cohns so gut wie nie andere Leute zum Baden ...« Aber Mutti schüttelte den Kopf: Dort seien so viele Mücken. Außerdem habe sie am Sonntag keine Zeit.

Eines Morgens wies Frau Köster, unsere Lehrerin, Judith an, sich von nun an in die hinterste Bank zu setzen, zusammen mit einer Schülerin, die Emma Würzburger hieß und – wie wir inzwischen wussten – auch Jüdin war. Wir merkten, dass Frau Köster das nicht gern tat. Aber es handelte sich offensichtlich um eine Anordnung der Schulleitung. Judith war ganz niedergeschlagen, aber in der Pause und auf dem Heimweg waren wir wieder beisammen.

Ein paar Monate später sagte Mutti zu mir: ›Du hängst immer noch an Judith. Schau dich doch mal um: Es gibt so viele andere nette Mädchen!‹

›Was hast du gegen Judith?‹, fragte ich beunruhigt.

›Sie ist doch eine Jüdin.‹

›Na und?‹, sagte ich und begann zu weinen.

Sie strich mir über den Kopf und sagte: ›Ich kriege Schwierigkeiten, wenn man dich mit Judith sieht! Such dir eine andere Freundin, bitte! Tu's mir zuliebe, ja?‹

Ich war gewöhnt, Judith alles zu erzählen. Ich erzählte ihr auch *das*. Ab diesem Tag trafen wir uns nur noch heimlich. Umso enger hingen wir aneinander. Aber das dauerte nicht mehr lange. Denn die Cohn-Eltern beschlossen, nach Amerika auszuwandern. Judith weinte schrecklich, als sie mir das erzählte, und ich weinte mit ihr. Ich konnte mir ein Leben ohne sie nicht vorstellen.

Mutti aber schien sehr erleichtert zu sein, als sie von Familie Cohns bevorstehender Abreise hörte. Sie trug jetzt ihr Parteiabzeichen immer deutlich sichtbar auf dem Mantelkragen. Und eines Tages verkündete sie stolz, sie sei zur Leiterin der NS-Frauenschaft in unserer Stadt ernannt worden. Das war die Organisation nationalsozialistischer Frauen. Sie bekam ein eigenes Büro im Rathaus und fühlte sich sehr wichtig.

An einem Nachmittag, als Vati unterwegs war, um Kunden zu beliefern, schleppte Vater Cohn leere Schachteln aus dem Keller herauf. Cohns Wohnungstür ging auf und zu. Wir hörten über uns Geschiebe von schweren Gegenständen.